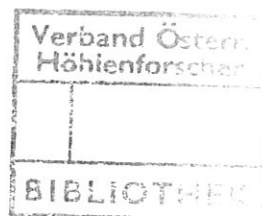


ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN
UND ÖSTERREICHISCHEN
□ ALPENVEREINS □



GELEITET VON HEINRICH HESS

□ BAND XLV □
JAHRGANG 1914

WIEN 1914 :: VERLAG DES DEUTSCHEN
UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS
HERGESTELLT DURCH F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN
IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUER-
SCHEN UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN

DIE RIESENHÖHLEN BEI OBERTRAUN
IM DACHSTEIN □ VON DR. RUDOLF
□ FREIHERR VON SAAR □

EINLEITUNG. ALLGEMEINES
ÜBER DIE HÖHLEN
IM DACHSTEIN □

Kaum drei Jahre sind verstrichen, seit die Kunde von der Entdeckung ungeahnter Höhlenräume im Innern des Dachsteinstockes in die Öffentlichkeit drang. Neben einer Anzahl kleinerer Hohlräume waren es die schier endlosen Hallenfolgen der „Rieseneishöhle“ und „Mammuthöhle“, die in erster Linie die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkten. Ihre Entdeckung verdanken wir dem Salzburger Maler Alexander Mörk von Mörkenstein, einem hervorragenden Kenner des Obertrauner Gebietes.

Die von ihm und später von Georg Lahner in Linz mit mehreren Genossen unternommenen Versuche der Erforschung der Rieseneishöhle scheiterten durchweg an der Schwierigkeit der Überwindung des nächst dem Eingange gelegenen Eisabgrundes. Seine Überschreitung — und damit die Erschließung der Eishöhle — glückte erst einer unter der Führung des Herrn Ingenieurs Hermann Bock aus Graz stehenden Forschungstur im Frühjahr 1910.

Ingenieur Bock war es auch, der sodann die Späleologen aus fast allen Teilen der Monarchie organisierte, in dem neugeschaffenen „Verein für Höhlenkunde in Österreich“ vereinigte und mit seiner auf diese Weise geschaffenen Jungmannschaft an die wissenschaftliche Erforschung der Dachsteinhöhlen schritt.

In einer langen Reihe schwieriger Höhlenfahrten haben er und seine tapfere Gemahlin Hanna, sowie die Herren G. Lahner, Ingenieur Hoenig, Dr. Alois und Fritz Hobelsberger, Alex. von Mörk, Lajos Kraul, Ingenieur Gödl, der Verfasser und andere, gemeinsam oder vereinzelt, die Forschungsarbeiten in den Dachsteinhöhlen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt.

Trotzdem die aufreibenden Arbeiten bereits eine Unsumme wissenschaftlicher Ergebnisse zutage gefördert haben, kann weder die Erforschung der Höhlen noch die endgültige Lösung zahlreicher, durch ihre Entdeckungen aufgerollten Fragen als beendet angesehen werden. Fast jede neue Forschungstur erschließt wieder Neuland und schafft unbekanntes Material zutage. Den Erforschungsarbeiten scheint noch lange kein Endziel gesteckt.

Die merkwürdige Lagerung der Höhlen (1600 m absolute, 1000 m relative Höhe), die in den Höhlenräumen in großen Massen vorgefundenen Urgesteinschotter, endlich ihre zweifellos auf die Einwirkung fließender Gewässer zurückzuführende morphologische Gestaltung ließen weitgehende Schlüsse auf ihr Alter und die Entstehungsgeschichte des Dachsteinstockes zu.

Jedenfalls erscheint heute bereits erwiesen, daß die Entstehung der Höhlen in vortertiäre (miozäne, allenfalls pliozäne) Zeit fällt, als der Dachsteinstock noch, ein unscheinbares Karsthügelland, den Zentralalpen im Norden vorgelagert war und die von diesen dem Meere zueilenden Ströme sich über die Karsthochfläche wälzten, um in den Klüften und Schlünden des stark verworfenen Triaskalkes zum Teile zu versinken und so unterirdisch jene unglaubliche Erosions- und Korrosionstätigkeit zu entwickeln, deren beredte Zeugen heute die Riesen-

flußtunnels der erwähnten Höhlen bilden. So erklärt sich auch die Übereinstimmung der auf den Verebnungsflächen des Dachsteinplateaus von Simony und Sueß nachgewiesenen Urgesteinsschotter mit den Sedimenten der Höhlenflüsse in den Tunnels und Klüften der Eishöhle und Mammuthöhle.

Von besonderem Interesse ist die morphologische Gestaltung einer Anzahl der nun trocken liegenden Wasserstollen, die ein auffallend elliptisches oder kreisrundes Profil aufweisen.

Zum Unterschiede von den kluft- und klammartigen Höhlengerinnen, deren Entstehung auf die Tätigkeit von nur dem Gesetze der Schwerkraft folgenden Wasseradern zurückzuführen ist, entstanden diese rundgescheuerten Stollen durch die ausarbeitende Tätigkeit von unter Druck stehendem Wasser. Die Wassermassen wurden durch Leitungsrohre emporgepreßt und füllten diese bis zur Decke an, so daß nicht nur die Gangsohle allein, sondern auch die ganze Innenfläche des Tunnels der Angriffstätigkeit der Wassermassen ausgesetzt war. Die Ausmodellierung dieser Höhlengerinne erfolgte somit ebenso in vertikaler Richtung abwärts, als auch bilateral und vertikal aufwärts.

Ingenieur Bock hat für diese Tätigkeit des „Wassers in Druckleitungen“ den Ausdruck „Eforation“ geprägt. Der Eforation, die somit eigentlich nichts anderes als einen besonderen Fall der Erosion — mechanische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen — darstellt, in Verbindung mit der Korrosion — chemische Tätigkeit des Wassers — ist also ein Hauptanteil an der durch unterirdische Gewässer bedingten Hohlraumbildung zuzuschreiben.

Es müssen zur Zeit der Entstehung der Dachsteinhöhlen für den Dachsteinstock ähnliche Verhältnisse, wie wir sie heute im dinarischen Karste sehen und vorfinden, maßgebend gewesen sein; und auch heute läßt eine Anzahl von Erscheinungen (Plateaubildung, Dolinen, Schlünde, Riesenquellen, Höhlen) auf den einstigen karstartigen Charakter des Dachsteinstockes schließen.

Freilich konnte diese Eigenschaft nicht mehr in dem früheren Maße zur Geltung kommen, als der Dachsteinstock durch seine in jungtertiärer Zeit erfolgte Hebung um rund 1000 m der direkten Einwirkung der fließenden Gewässer entzogen wurde. Durch diese Hebung wurden auch die riesigen unterirdischen Stromläufe, durch deren Bett wir heute trockenen Fußes zu wandern vermögen, außer Betrieb gesetzt.

Die Eishöhle und Mammuthöhle gehörten ursprünglich zweifellos einem in sich zusammenhängenden, unterirdischen Stromsystem an, das heute durch die Einsturzsenke der Schönbergalpe in zwei Teile (Eishöhle — Mammuthöhle) zerrissen erscheint¹⁾.

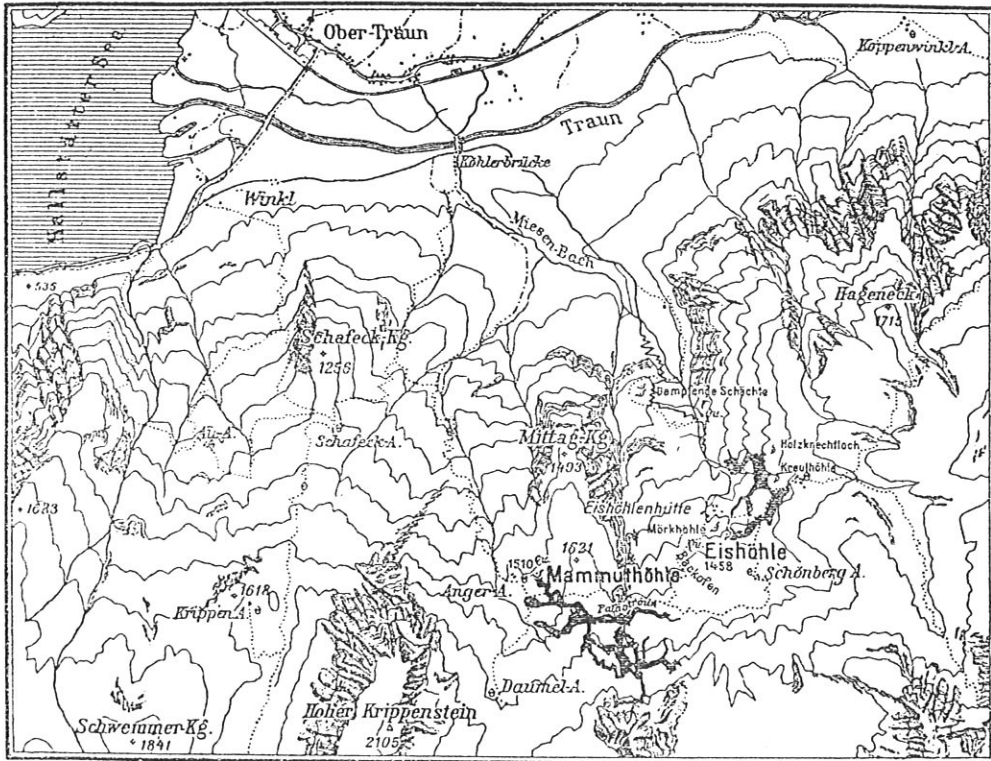
Daß sich gerade in dem einen Teile, der heutigen Eishöhle, jene gewaltigen Eismassen abgelagert haben, die sie mit ihrer Formen- und Farbenfülle zu einem Naturwunder ersten Ranges erheben, hat nur untergeordnete Bedeutung. Eine Anzahl hier nicht zu erörternder Vorbedingungen haben diesen Höhlenteil zu einem riesigen Kältebehälter gemacht. Ihren meteorologischen Verhältnissen nach gehört die Rieseneishöhle in die Gattung der dynamischen Eishöhlen (Thury) oder der Windröhren (Fugger) und es sind für ihren Charakter die in verschiedenen Horizonten liegenden Eingänge von ausschlaggebender Bedeutung²⁾.

Für die nachfolgende Schilderung der neu erschlossenen Unterwelt ist, namentlich um die auf die Dauer für den Laien etwas eintönige, durch beigegebene Karten

¹⁾ Tatsächlich gelang es auch vor kurzem, einen Durchgang aus der Mammuthöhle auf die Schönbergalpe zu finden, dessen Eingangstor korrespondierend mit dem der Eishöhle, kaum einen halben Kilometer von letzterem entfernt liegt.

²⁾ Näheres über Höhlentheorien und über die wissenschaftliche Bedeutung der Dachsteinhöhlen siehe in dem schönen Werke: „Höhlen im Dachstein“, von Bock, Lahner, Gaunersdorfer, Graz 1912.

und Bilder noch am besten veranschaulichte Höhlenbeschreibung etwas zu beleben, eine Darstellung gewählt, die sich zunächst mit den Erlebnissen der ersten Forschungsfahrten befaßt und an diese die Höhlenschilderung knüpft. Wenn damit von der strengen Sachlichkeit des Themas einigermaßen abgewichen wird, möge man eben zugute halten, daß die Beschreibung von Höhlen eines der sprödesten und unbildsamsten Themen bildet, an das sich der alpine Erzähler heranwagen kann.



Kartenskizze der Dachsteinhöhlen

**DIE MAMMUTHÖHLE,
FAHRTSCHILDUNG**

Wir traten unsere Wanderung vom Gestade des herrlichen Hallstätter Sees aus an. Nach kurzem Marsche erreichten wir den nächst Obertraun gelegenen Waldwinkel, der zwischen den Hängen des Hirschberges und Hagenecks eingebettet liegt. In zäher Steilheit führt von hier ein kaum sichtbares Steiglein durch den schütterten Waldbestand empor. Nach dreistündigem, mühseligem Steigen gelangten wir auf einen mit Krummholz bestandenen Steilhang, der in ein Steinkar ausläuft. In einem mit Schotter erfüllten Wasserlauf geht es nun bergan, immer den wilden Anblick der zerrissenen Wände des Krippensteines vor Augen. Die Pfeilmassen des Mittagkogels und der angrenzenden Felsbauten versinken zusehends und ihre baumbestandenen Rücken gleiten allmählich sanft hinüber zu der eintönig gewellten Linie des Plateaurandes. Wir queren ostwärts am Fuße einer Wand und stehen, um eine Felsecke biegend, ganz unerwartet vor dem niedrigen Doppeltore der Höhle.

Eine mehrere Meter unterhalb des Einganges entspringende, von weichen Gras-
matten umrahmte Quelle bietet willkommene Gelegenheit zu Rast und Labung.
Rasch sind die Höhlenkleider angelegt, die Lampen entzündet, das Gepäck in
möglichst gleiche Lasten verteilt und wir sagen der lieben guten Sonne auf un-
bestimmte Zeit Lebewohl! Durch den Haupteingang treten wir in die dämmerig-
feuchte Kühle der „Vorhalle“.

Ein wüster Trümmerberg starrte uns hier entgegen; das durch die beiden
Eingänge hereinbrechende Licht zauberte sonderbare Reflexe über das Chaos.
Vielfach gewunden führt der hohe Gang in eine hallenartige Erweiterung. Mäch-
tige Eistafeln bedecken den Boden und stehen zum Teil noch den Wänden an.
Sie sind die Überreste der zerborstenen Eisdecke eines hier im Vorsommer durch
den Einbruch von Schmelzwasser angestauten Sees. In seiner Fortsetzung verengt
sich der Gang schluchtartig. Kalkschotter mit Quarzgeröll vermischt bildet den
Bodenbelag; Erosionsspuren geben den Wänden ihre Formen.

Zur Rechten gähnen nahe der Decke neun Stollenöffnungen. Mit Platten ge-
panzert führen sie in das Labyrinth der „Verfallenen Burg“. Ein von der Decke
abgestürzter Riesenblock hat sich zwischen den Wänden der Schlucht in doppelter
Manneshöhe verkeilt, so ein riesenhaftes Felsenjoch bildend. Unter seinem Tor-
bogen hindurch erreichten wir das seltsame Gebilde des „Cañons“.

Die Sohle des hoch über uns streichenden, elliptisch profilierten Ganges ist in
der Richtung seines Gefälles von einem zwei Meter tiefen, ganz engen Rinnsal
zerschnitten. Mäandrisch, fast rückläufig gewunden, bildet es eine zusammen-
hängende Reihe von Erosionstöpfen (Gumpen) und ähnelt am meisten den allbe-
kannten Klammbildungen.

Das Durchzwängen durch das scharfkantige Rinnsal gestaltete sich recht an-
strengend und zeitraubend, zumal die prallen Rucksäcke und dicken Leiterbündel
den schlangenartigen Windungen, zu denen der Körper gezwungen war, nicht
immer folgen konnten. Um so flotter durchwanderten wir die nun folgende, ebene und
bequeme Tunnelstrecke. An einem Abgrund vorbei, der uns mit drei schwarzen
Schlünden entgegengähnte, gelangten wir an eine Stelle, wo der Gang jäh anzu-
steigen beginnt.

Umsonst spähten wir nach geeigneten Griffen und Tritten. Rund und glatt-
gescheuert wie ein Wasserleitungsrohr bohrt sich der enger werdende Gang auf-
wärts in das Gestein. Eine dünne Schichte seifigen Lehms überzieht Boden und
Wände. Langsam schoben wir uns aufwärts. Das Gepäck ging von Hand zu Hand
weiter. Trotz der denkbarsten Ausnützung jeglicher Bodengliederung gewannen
wir doch niemals das Gefühl des Sicherstehens.

Endlich läßt die abschreckende Steilheit des Ganges nach. Die Wände treten aus-
einander und formen sich zu einer geräumigen Halle. Säulen und Kulissen teilen den
Weg in ein wirres Durcheinander von Gängen. Blöcke türmen sich über Blöcke;
mächtige Schlote spalten die Decke, Ströme von Sickerwasser herabsendend.
Der Boden ist unterwühlt von Quellgängen und Wasseradern. Tiefe Spalten
klaffen zwischen den Trümmern und alles ist überzogen mit einer dünnen Kruste
weißen, trockenen Lehms. Wir standen im Atrium des „Weißen Labyrinthes“.
Alle Seitenstollen enden nach wenigen Metern mit Lehm verschwemmt oder in
Verstürzen. Es galt also, den Weiterweg durch eine Öffnung an der Decke zu
suchen. Die Erreichung der hoch oben an der Decke liegenden Gangfortsetzung
gestaltete sich indes merkwürdig und schwierig genug. Von der Kante eines
Riesenblockes spreizten wir über einen tiefen Schlund auf einen winzigen Tritt
an der Wand. Ein Klimmzug an schlechten, nassen Griffen brachte uns aus der
widernatürlichen Stellung. Dann ging es senkrecht an der schlecht gestuften

Wand empor, höher und höher, bis es gelang, über eine heikle Platte den ersehnten Stolleneingang zu erreichen. Die sehr ausgesetzte Kletterstelle erforderte infolge des schlüpfrigen Lehms, der die ganze Wand überzieht, peinlichste Vorsicht und kostete geraume Zeit. Als wir endlich in dem engen, nassen Gange vereint den Weitermarsch antraten, bekamen wir bald alle Leiden und Freuden des Höhlenforschers zu kosten!

Unvermittelt senkt sich die Decke auf kaum einen halben Meter zum Boden herab. Das Gestein ist von feinen Rillen zerfressen, zwischen denen messerscharfe, zentimeterhohe Grate stehen. Auf dem Bauche kriechend, schoben wir uns über dieses, die Kleider und die Haut zerfetzende Folterwerkzeug wohl zweihundert Meter weit fort. Schließlich senkt sich der Gang, der den keineswegs schmeichelhaften, aber seinen Charakter desto getreulich wiedergebenden Namen „Krokodilschluf“ erhielt, jählings in die Tiefe. Umsonst suchten Hände und Füße an dem wie mit einer Seifenmasse ausgekleideten Gewölbe Halt. In immer rascherer Fahrt sausten wir über diese natürliche Schlittenbahn in die Tiefe und landeten mit ein paar „Purzelbäumen“ auf einer weichen Bank trockenen Lehms, wo wir uns in den Verlauf eines riesigen Tunnels versetzt sahen.

Gegen Osten hin zieht sich, so weit der Schein der Lampen dies erkennen läßt, der hochgewölbte Bogengang in unbestimmte Fernen fort. Vor uns lag ein mit reichem Stalaktitenbehang verkleideter Nebestollen. Ihn verfolgten wir bis zu einer Stelle, wo Wände und Decke weit zurücktreten und sich zu einer luftigen Halle öffnen.

Im Hintergrunde trägt eine Reihe plumper Pfeiler die weitgeschweifte Decke. In kühner Spannung meistert sie das Übermaß des Raumes. Sanft sinkt der Boden gegen Norden ab. Jeden Laut dämpft der weiche Lehmbeleg des Bodens. Wir wanderten wie auf dicken Teppichen. Halle reiht sich an Halle; in schier endloser Folge lösen die riesigen Räume einander ab. Hier dehnt sich fast unabsehbar die 4000 m² umfassende, vollkommen ebene Bodenfläche der „Lehmhalle“, dort gähnt dem Wanderer die undurchforschbare Nacht des „Großen Domes“ entgegen.

Ein Chaos von Blöcken türmt sich in ihm zu einem Trümmerberge. An hundert Meter klotzen wir die steinerne Riesentreppe empor, und als wir oben standen und die Lichter unserer Gefährten tief unter uns auf dem Boden wie Glühwürmer umherkriechen sahen, da sog noch immer ein undurchdringliches Dunkel, das sich scheinbar ins Unendliche fortsetzte, den hellen Schein unserer Lampen in sich auf. Wir standen frei, wie auf dem Gipfel eines hohen Berges und erst beim Scheine eines zum Aufflammen gebrachten Magnesiumbandes sahen wir noch gut dreißig Meter hoch über unseren Häuptern die Deckenwölbung! Überaus schwierig gestaltete sich der Abstieg. Viele der bis hausgroßen Blöcke liegen so labil, daß eine Handbewegung sie zu stürzen droht. Und der Stein, der hier ins Rollen kommt, könnte den ganzen Hang zur furchtbaren Lawine verwandeln.

Langsam und in großen Abständen voneinander krochen die Lichter zu Tal. Vereint drangen wir dann gegen Osten weiter vor, bis furchtbare Verstürze zur Umkehr zwangen.

Fast 16 Stunden waren verflossen, seit wir die Bergesnacht betreten hatten, und so bezogen wir jetzt in der „Pfeilerhalle“ ein Biwak. Bald herrschte auf der krümeligen Lehmbank reges Lagerleben. Alle verfügbaren Kleidungsstücke wurden angelegt, denn es war empfindlich kalt. Beim Summen der Kochgeschirre grub sich jeder ein „Bett“ in Form einer Rinne in den Lehmstaub. Enge aneinander geschmiegt schlürften wir gierig die so heiß als möglich verabreichten Getränke und versuchten dann zu schlafen. Aber noch lange gab es keine Ruhe, denn die Fülle

des Erschauten nahm uns alle gefangen und die tiefen Eindrücke, die wir empfangen hatten, rangen in uns nach Ausdruck. Das Ungewöhnliche unserer Lage wirkte zudem stark auf uns ein. Stunden der anstrengendsten Arbeit lagen hinter uns; Tausende von Metern trennten uns von der Außenwelt, vom Tageslicht, von den Menschen, dem Leben. Niemand wußte um unser Hiersein; niemand außer uns kannte den Weg. Ein winziges Häuflein Menschen, hatten wir den Kampf mit dem ungebrochenen Trotz der Naturgewalten aufgenommen. Mehr als bei sonstigen ernstesten Unternehmungen drängte sich uns die Erkenntnis auf, daß wir hier unbedingt aufeinander angewiesen waren, daß wir eine Hand, ein Hirn, ein Wesen sein müßten! Lange verliehen wir noch solchen und ähnlichen Gedanken Wort und Ausdruck, bis auch die letzte Lampe verlöschte und Ruhe und Schlaf in unser unwirtliches Obdach einkehrten.

Doch wir sollten zu keinem dauernden Schlaf kommen. Die eisige Zugluft (+3° C) machte uns bis ins innerste Mark frösteln und störte die Ruhe. Der Körper verlangte förmlich nach Arbeit. Arbeit war ja das einzige, das uns eine erträgliche Temperatur wiederzugeben vermochte. So wurde denn nach verhältnismäßig kurzer Rast wieder aufgebrochen. Wieder wanderten wir durch die schweigenden Gewölbe dahin. Nur der Fall der sich von Zeit zu Zeit vom Deckenbogen lösenden Tropfen zerbrach mit einem, durch die Akustik der geschlossenen Luftsäule merkwürdig hohl gestimmten Glockenklange, die lastende Wucht der Totenstille.

Die Erklimmung einer 15 m hohen, glattgescheuerten Wand, über der eine 20 m breite, ebenso hohe Pforte gähnte, war einer späteren Fahrt vorbehalten. Sie konnte nur mit dem Rüstzeug zusammensteckbarer Leitern bewältigt werden. Wir suchten eine Entschädigung darin, daß wir daran gingen, den Abstieg in den finsternen Rachen einer Bergspalte zu unternehmen. An einem Block wurden die Leitern befestigt. Bald verschwanden die sich aufrollenden Bündel in der gähnenden Tiefe. Glück ab! Der Erste schwang sich über die Kante des Abgrundes. In 25 m Tiefe konnte er Fuß fassen. Licht um Licht folgte ihm nach. Freischwebend stiegen wir an der pendelnden Leiter ab. Hie und da gab es einen Ruck, dann drehte sich die Leiter rasch um ihre Längsachse, daß man Not hatte, den Kopf vor einem Zusammenstoß mit den drohenden Felsnasen zu schützen. Nach mehrstündigem Aufenthalte in dem eisigen, nassen Spalt, und nachdem ein Teilnehmer, der sich verstiegen hatte und in eine unangenehme Lage gekommen war, glücklich geborgen war, traten wir den Aufstieg an.

Nachdem wir noch rasch den Riesentrichter des „Großen Abgrundes“ in der Pfeilerhalle befahren hatten, in dessen Tiefe wir auf ein ansehnliches Rinnsal stießen, wendeten wir uns einem sonderbaren, brunnenartigen Schachte zu. Als wir auf seinem Boden standen und durch die phantastisch verkleidete Vorhalle in die folgende Gangflucht eintraten, glaubten wir auf dem Steinpflaster einer antiken Stadt zu stehen. Langjährige, vollkommene Trockenheit hat den aus feingeschwemmtem Lehm bestehenden Bodenbelag ganz und gar eingetrocknet, wobei er an seiner Oberfläche in jene merkwürdigen polyedrischen Platten zersprang, mit denen alle Gänge dieses Teiles der Höhle gepflastert erscheinen. Mit einem merkwürdig singenden Tone zerbrach das Getäfel unter den schweren Tritten der Dahinschreitenden. Jetzt verengte sich die Höhle ganz bedeutend und fast erheiternd wirkte das Durchschließen einer etliche Meter langen Gangstrecke, in der sich die Decke auf kaum 30 cm dem Boden näherte. Mit mächtigem Tosen durchbraust diesen „Zwang“ die sich hier zum Sturmwind steigernde Zugluft. Im Nu verloschen die Lichter und wir mußten uns im Finstern behutsam vorwärtsschieben.

Schon lange über 24 Stunden hatte uns die unwirtliche Bergesnacht gefangen gehalten, Kälte und Arbeit machten sich nur zu unliebsam fühlbar und wir wandten

uns der Rückkehr an die Oberwelt zu. Aber Stunden verstrichen noch, ehe wir uns der Vorhalle näherten. Mächtiges Leuchten flutete uns entgegen. Die weißen Flammen unserer Lampen verblaßten. Violette Schatten lagen über den Felsblöcken der Halle, und als wir blinzeln in die hereinbrechenden Lichtfluten des Tages blickten, da schienen die ungeschlachten Trümmer Wesen und Gestaltung anzunehmen. Wir glaubten auf den Ruinen einer verfallenen Stadt zu stehen. Säulen lagen da zwischen gestürzten Kapitälern, verworfenen Quadern und geborstenen Platten. Über allem aber stürzten und fluteten auf Sonnenstrahlenbrücken die Zauber des Tages herein und umwoben mit unsagbarem Reize das trostlose Bild der Zerstörung.

Mittag war lange vorbei, als wir nach dreißigstündiger Höhlennacht in den leuchtenden Brand des Sommernachmittags hinaustraten. Auf weichen Grasmatten hielten wir dann ausgiebige Rast. Behaglich streckten wir die durchfröstelten Körper auf dem Wärme atmenden Lager des Waldbodens aus. Die fürsorgliche Sonne deckte uns mit ihren wohligen Daunen zu. In kräftigem Schläfe wurde das Versäumnis der letzten Nächte ausgeglichen.

Monate waren vergangen, als wir uns wieder, keuchend unter der Last unserer Rucksäcke, dem Doppeltore der Mammuthöhle näherten.

Diesmal galt unser Besuch dem inzwischen neu entdeckten Teile der Höhle. Staunend hatten wir die Berichte über die Neuentdeckungen aus dem Munde der Erforscher vernommen. Unsere Neugierde war auf das Äußerste gespannt. Reiheten sich doch angeblich die erschlossenen Räume durchaus würdig und ebenbürtig an das Großartigste, was auf späleologischem Gebiete bekannt war.

Gegenüber dem dreiteiligen Abgrund liegt ein unscheinbarer, halb verworfener Nebenstollen. Diesen verfolgten wir, bis uns eine Steilstufe zwang, in mäßig schwieriger Kletterei in die schier uferlose Nacht abzusteigen, die sich gähnend vor uns auftat. Über Eisbildungen und weite Felder von Lehm stampften wir kreuz und quer durch die luftige Halle. Eine Unzahl von Seitenstollen mündet in sie ein, weshalb sie „Dom der Vereinigung“ genannt wurde.

Besonderes Interesse verdient das Labyrinth der Windstollen, dessen Zugang ein kreisrundes Tor im südlichsten Winkel der Halle vermittelt.

Rückläufig und gewunden, sich teilend und wieder vereinigend, sich im Steigen und Fallen unter- und überschneidend, windet sich das chaotische Durcheinander von Gängen und Stollen in der verworrensten Weise in den Berg. Dabei sind die Gänge oft bis auf einen wenige Zentimeter breiten Spalt mit zähem, nassem Lehm erfüllt. Furchtbare Plattenschüsse stürzen überhangend in die Tiefe ab. Schwierige und gefährliche Steilstufen unterbrechen ganz unvermittelt den horizontalen Verlauf der Stollen. Gähnende Schächte öffnen sich drohend. Aus ihnen steigt ein Orkan eisiger Zugluft empor; ein sicherer Beweis dafür, daß die Schächte in der Tiefe mit großen Räumen in Verbindung stehen.

Wir wandten uns heute der Hallenflucht zu, die sich vom „Dom der Vereinigung“ gegen Osten fortzieht. Es war ein sorgloses Wandern auf dem ebenen, sandigen Boden, bis wir auf einmal erstaunt innehielten. Der feine Lehmsand machte einem derben, kugeligen Kalkschotter Platz, der in großen Mengen angehäuft dalag. Diese kugeligen, mit einer rotbraunen Masse zu Konglomerat zusammengebackenen Brocken sind nichts anderes als die Sedimente, die der ehemalige Höhlenstrom abgelagert hat. Ein richtiges Bild von ihrer ungewöhnlichen Mächtigkeit konnten wir uns erst machen, als wir auf dem Boden einer trichterartig in die Sedimente eingegrabenen Senke standen. Dreiviertel der gesamten Gang-

öffnung erfüllen die Schottermassen. Fünf bis sechs Meter hoch liegen die säuberlich horizontal geschichteten Bänke übereinander. Ja auch an den Wänden kleben angebankt die weitausladenden Konglomeratschichten, oder sie hängen in klobigen Massen von der Decke herab, das ganze Mauerwerk des Ganges verkleidend. Eine unglaubliche Gewalt muß die Geröllmassen in diese Gangstrecke hineingepreßt, sie mit ihnen ausgefüllt und verstopft haben, bis eine spätere Kraft dieses Hindernis in trotzigem Ansturm zum Teil beseitigte. Oder es ist die Gangaufüllung der langsamen aber zähen Gewalt der Sickerwasser zum Opfer gefallen. Durch ein Loch in der Konglomeratdecke, über eine unersteigbare Riesenplatte, die mit Leiterhilfe bewältigt werden mußte, gewannen wir den Ausweg aus dieser scheinbaren Sackgasse und erreichten die Fortsetzung des Stromlaufes.

Riesenblöcke verbarrikadieren den linken Ast einer Gabelung des Hauptganges. Über sie hinweg erreicht man in schwierigster Kletterarbeit die hochaufschießende Galerie der „Arkadenkluft“. Aus luftigen Fenstern bietet sich hier ein Einblick in die großartige Tiefe und den mächtigen Raum des „Mitternachtsdomes“¹⁾. Seinem immer ruhiger und einfacher sich gestaltenden Wandaufbau entlang wanderten wir weiter.

Überaus wirkungsvoll und fast bedrückend war, was nun folgte. Unserer Sprache fehlt die Wucht des Ausdrucks für diese Maße. Wie auf dem Zeichenbrette eines Architekten entworfen und dann von Riesenhand in kühne Betonformen gegossen, so zieht sich das übermächtige Tonnengewölbe in den Berg hinein, 15—20 m hoch, 20—25 m breit, fort, fort, bis es sich im tiefsten Dunkel verliert.

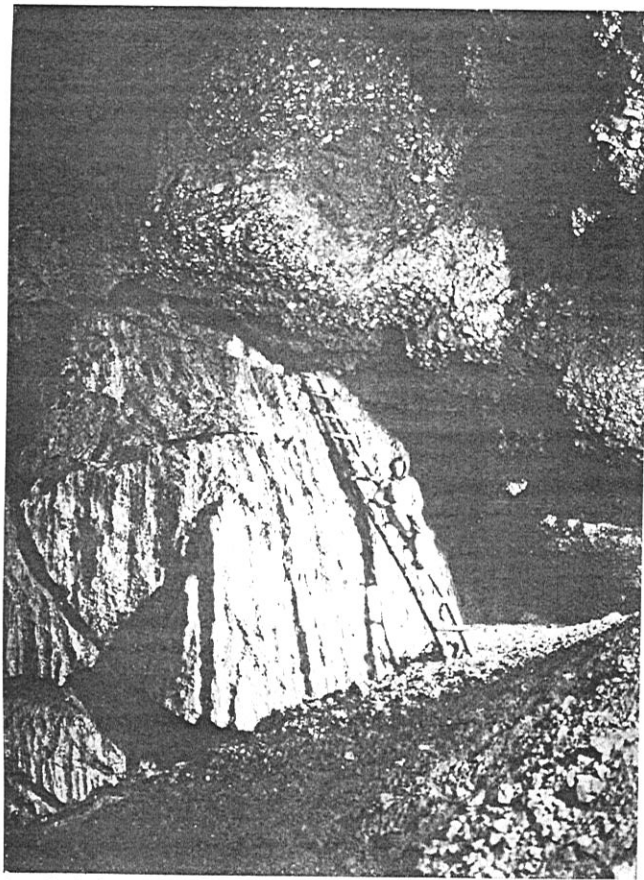
Wir standen im Strombette der „Paläotraun“. Und wenn unsere Phantasie, unterstützt durch die Erinnerung an Geschautes und Gehörtes, sich auch ein Bild geschaffen hatte, das kaum der Kritik der Vernunft standzuhalten vermocht hätte — es blieb doch weit, weit hinter der Wirklichkeit zurück, die wir, kaum faßbar für uns, schauten. Kein Versturz, keine Trümmerburg stört den ruhigen Verlauf dieses Riesentunnels. Kein Spalt wirft sich trennend und hemmend seinem Vorwärtsdrängen in den Weg. Mauerglatt gescheuert türmen sich die Wände, in unmerklichem Schwunge zum Deckenrund sich wölbend, eine einzige, in sich zusammenhängende, festgefügte Gesteinsmasse, als hätte ein Riesenbohrwerk hier seine unfaßbaren Kräfte spielen lassen.

Ein halbes Dutzend Eilzüge könnte auf einmal nebeneinander diesen Tunnel durchrasen und kein Sprengschuß, kein Meißelhieb brauchte zu geschehen. Aber nicht etwa nur auf eine kurze Strecke ist dieser Riesengang beschränkt, hunderte von Metern weit immer das gleiche Bild, immer das gleiche Riesenmaß. Wir wanderten und wanderten, als gingen wir nachts auf freiem Felde. Ungehindert, unbeengt. Verstohlen glitt der Blick aufwärts, suchend, ob nicht dort, wo wir die Decke ahnten, doch nur des Himmels Sterne glommen. Winzig erschienen wir uns in diesen Räumen, nichtige Zwerge. Die Lichter der Lampen verschwanden, sie krochen in sich zusammen und duckten sich, als fürchteten sie die große Leere des Raumes, in der sie sich wegemüde verloren.

Und wo ihr ermattender Schein auf seiner Irrfahrt doch endlich eine Wand, eine Decke erreichte, auf deren weißlichgrauen Sinterstreifen er zu neuem Leben aufflackerte, da zeichnete er die riesigen Schattenrisse der Wandernden an die Gewölbe und der stumme Zug der gigantischen Gestalten glitt die Raumflucht entlang, bis die Bergesnacht seine schemenhaften Leiber aufzog. Kein Tropfen löst sich von dem trockenen Deckenbogen mit dem schwermütigen Klange

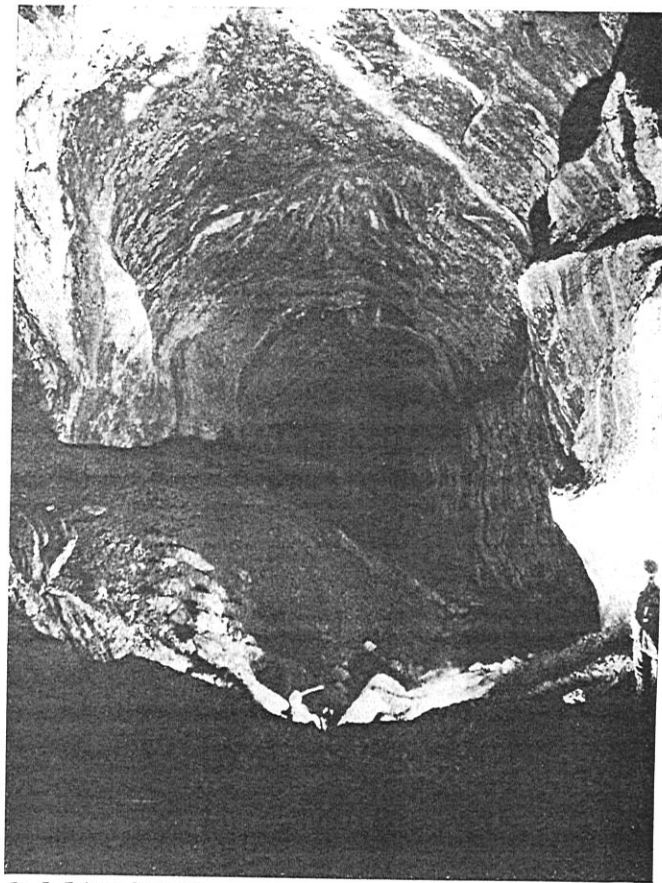
¹⁾ Der Arkadenkluft schließt sich unmittelbar der über einen halben Kilometer lange „Schmetterlinggang“ an. Aus diesem führt die erst kürzlich entdeckte, äußerst

mühsam und gefährlich zu passierende Umgehungs-galerie auf die Schönbergalpe hinaus (siehe den im Streifenband beiliegenden Plan).



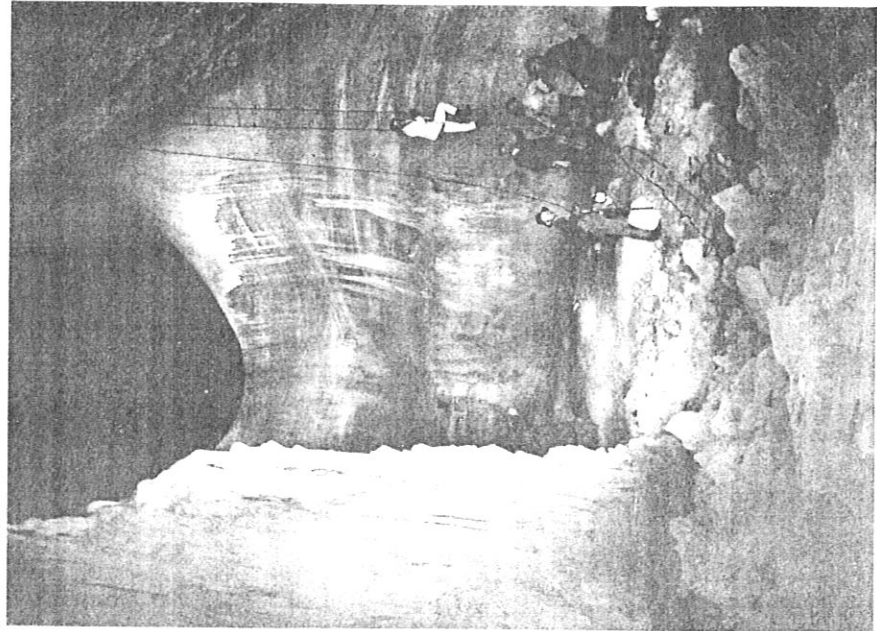
Ing. Bock phot.

*Abb. 1. Die „Platte“ im „Dome ohne Namen“.
Rechts oben die bis an die Decke reichenden
Konglomeratbänke*

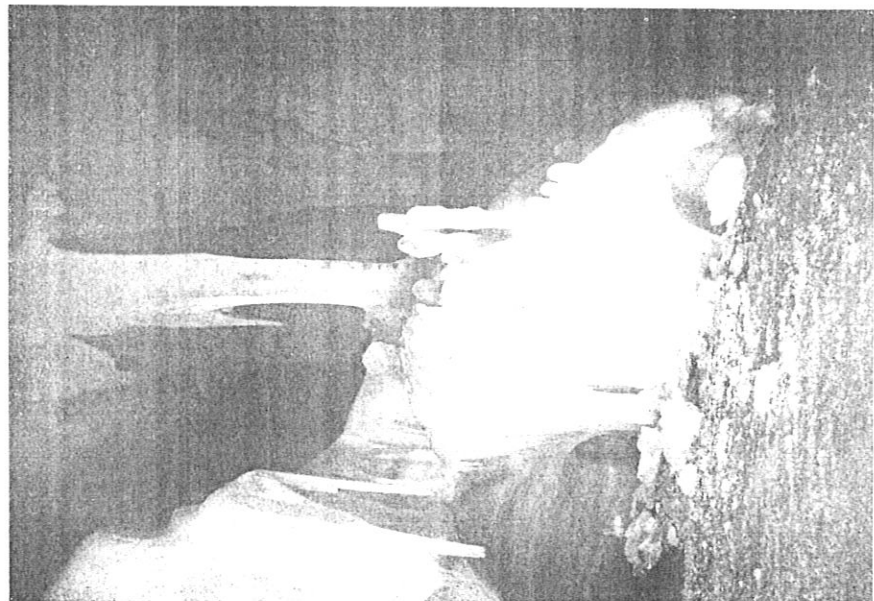


Dr. R. Frhr. v. Saar phot.

*Abb. 2. Die Palaeotraun stromaufwärts
(deutlich sind das mächtige Tonnen- [Eforations-] Gewölbe
und die hohen Schlammhaufen zu sehen).*



J. Kling phot.
Abb. 4. Im Eisabgrund



Dr. A. Hohenberger phot.
Abb. 3. Der untere Teil der Gralsburg

seines Aufschlages die große Stille zerbrechend, die wie eine unsichtbare Hand über allem lastet. Keiner Quelle Murmeln schafft das Bewußtsein des Werdens, des Geschehens. Es ist ein großes Stillestehen und Schweigen, ein Rasten und Ruhen der Zeit über allem. Maße und Zeiten schrumpfen zusammen, verzerren sich, werden zu spielenden Masken und über der Flucht der Vorstellungen und Begriffe schwebt die stumme Majestät des einzigen Gedankens — Ewigkeit.

Endlich sinkt der mächtige Bogengang langsam in die Tiefe ab, bis die Lehmassen die hereindringende Decke erreichen. Nach Beseitigung dieses Hindernisses würde man wohl noch kilometerweit den Gang verfolgen können, der einen Profillichtraum von 300 bis 350 m² aufweist und dessen sekundliche Wasserführung über eine Million Liter gewesen sein muß.

Bevor wir die Höhle verließen, statteten wir noch rasch dem Labyrinth der „Verfallenen Burg“ einen Besuch ab. Mit turnerischen Kunststücken überwandten wir die weit überhangende Plattenwand, die zu den neun Öffnungen der „Verfallenen Burg“ emporleitet. Dann standen wir in diesem seltsamsten, in sich abgeschlossenen Teil der Höhle. Er ist nahe am Tage (NW) gelegen und daher den verheerenden Einflüssen der Sickergewässer und der atmosphärischen Luft im weitestgehenden Maße ausgesetzt.

Diese Tatsache ist in erster Linie für den sonderbaren Charakter dieses Höhlenteiles bestimmend. Der schwammartig zerfressene Kalkstein ist auf weite Strecken förmlich zerblättert und zerfallen. Ganze Wandpartien lösen sich fächerartig auf. Säulen, Kulissen, Pfeiler und Fältelungen sind Erscheinungen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet. Von besonderem Reize ist eine vor dem Endlabyrinth gelegene Galerie des Hauptganges, deren Decke eine Reihe schmaler, zierlicher Säulen trägt. Das Ende der „Verfallenen Burg“ bildet ein äußerst verwickeltes System von engen Gängen und Schlufen, die sämtlich in eine geräumige Halle abbrechen. Da wir gerade über keine Strickleiter verfügten, so halfen wir uns beim Abstieg in die Halle mit einem recht einfachen Werkzeug. In ein Seil wurden in Abständen von einem halben Meter Schlingen geknüpft und auf diesem sehr labilen Gebilde glückte uns, wenn auch mit viel Anstrengung, der Ab- und Aufstieg über die mehrere Meter hohen Stufen.

Interessant ist dieser Höhlenteil wegen der massenhaften Funde von Brauneisenerz, die in ihm gemacht wurden. Namentlich in der Schlußhalle lagern große, zentnerschwere Trümmer dieses Gesteins.

Wieder war Tag und Nacht verflossen, als wir den beschwerlichen Rückweg antraten. Wieder warf sich uns vor dem Eingang der leuchtende Tag mit der ganzen Inbrunst seiner wohlthuenden Glut in die Arme. Doch hinter den Zinken des Plassens schob sich furchtbar aufgebäumt eine finstere Wolkenwand in das Azurblau der Himmelskuppel empor. Sturzbereit hingen die bleifarbenen Massen vornüber. In bangem Schweigen harrte die Natur ihrem Schicksal entgegen. Auch wir überlegten. Doch die Ereignisse überholten unser Zögern. Auf einmal kam Bewegung in die trägen Massen. Ein Zittern durchlief sie. Es war, als stürzten sie in sich zusammen. Sie brachen nieder, flossen auseinander, jagten, einer Springflut gleich, herbei. Die Wipfel der Bäume lagen auf einmal wagemrecht in der Luft. Ein einziger, großer Schrei fegte über die Erde. Er riß die Steine aus ihrem Gefüge, trug Bäume vor sich her und warf Feuer und Wasser über die Berge. Das furchtbarste war aber das Licht. Viele Hochgewitter waren schon über uns niedergegangen. Wir waren vertraut mit Hagel und Blitz. Aber das eine schien uns unbegreiflich, apokalyptisch: in den schreiendsten Tinten von Rot und Gelb loderten die Wolken, loderten die Wasser, loderten die Blitze. Alles schien in glühendem Schwefeldampf erstickt.

Erschreckt flohen wir zurück in den Eingang der Höhle. Dort kauerten wir uns zusammen wie schutzsuchende Troglodyten. Welch eine Laune der Natur! Die Besiegte nahm die Sieger schützend in ihren Schoß auf. Lange starrten wir schweigend in den Kampf der Elemente hinaus. Erst nach Stunden wüsteten Donnergrollens trat wieder Ruhe ein, die große Ruhe der hehren Berge. Spät am Abend begannen wir mit dem Abstieg. Flink ging es dann talwärts, um die Wette mit dem hereinbrechenden Abend. Und als wir im Tore der gastlichen Herberge standen, hob sich des Koppens wuchtiger Zug nur mehr als starre Silhouette vom purpurnen Firmamente ab. Ernst und verschlossen lag er da, mit breiten, ruhigen Flächen, ein ernster, würdiger Wächter der Vorweltwunder, die sein Schoß verbirgt.

DIE RIESENEISHÖHLE
SCHLUSSWORT □

Durch die, östlich von den Steilhängen des Mittagkogels gelegene Talsenke, die jäh und stufenartig die Nordflanke des Koppens durchzieht, ansteigend, erreicht man eine Almterrasse „Schönbergtritt“ genannt. Schroffe Kalkwände rahmen von drei Seiten den wilden Felszirkus. Nur gegen Norden klaffen sie breit auseinander. Ungezügelt eilt der freie Blick zu Tal, Obertraun, das samtene Grün des Sees und Hallstatt im Fluge streifend. Seinen Abschluß findet das reizvolle Landschaftsbild in den Hängen des Plassens und den Kulissen der anschließenden Höhenzüge.

Ein breiter, malerisch angelegter Reitsteig — nach den Plänen des Ingenieurs Bock ausgeführt — bringt den Wanderer in kaum zwei Stunden leichten Marsches in den Felskessel des Schönbergtrittes, den man ehemals mühselig durch den steil aufschießenden Waldbestand auf kaum sichtbarem Steiglein erklimmen mußte.

Eingebettet in den schwellenden Vegetationsteppich des Schönbergtrittes liegt das schmucke Schutzhaus des Vereins für Höhlenkunde in Österreich, Sektion Oberösterreich. Es erhebt sich heute an der Stelle, wo noch vor kurzem die Ruinen einer verfallenen Almsiedlung kalt und starr ihr wetterschwarzes Gebälk gegen den Himmel reckten. In dem schmucken Neubau findet der Besucher der Eishöhle Gelegenheit zu stiller Rast und bequeme Herberge; Leitern. Beleuchtungsmaterial, Steigeisen und Seile stehen an Ort und Stelle in hinreichender Menge den Führern der Partien zur Verfügung.

In weniger als zehn Minuten erreicht man von hier aus den unscheinbaren Doppeleingang der Eishöhle. Dieser öffnet sich mit einer Reihe anderer Höhlenpforten, von denen die größten und meistversprechenden jedoch bald blind oder verschwemmt enden, in einer beiläufig 100 m über dem Mittel des Alpenbodens liegenden Horizontalen.

Die im Sinne des Anstieges linke der beiden Torwölbungen führt in einen geräumigen Gang, der in mäßiger Steilheit fast 50 m bergwärts zieht und hier mit einem Eissyphon endigt. Die steil in die Eismassen einsinkende Decke schließt den Raum nach allen Richtungen ab. Aus dem rechten Tore stürzt eiskalte Luft in großen Massen zutage. An ihr verdichtet sich beständig der Wasserdampf der warmen Außenluft zu Nebel und die grauen Schwaden sinken in schweren Wolken am Steilhange zu Tal. Das Schauspiel macht den Eindruck, als stieße der Höhlenrachen qualmende Rauchschwaden aus.

Betritt man den Eingangsstollen, so erstaunt man über die Stärke der Zugluft, die hier herrscht. Förmliche Sturmstöße durchbrausen heulend die Felsgänge, Lampen und Lichter verlöschend.

Grobes Trümmerwerk deckt den Boden. Bald verschwindet es unter einer blanken Fläche weißlichen Eises. Nach wenigen Schritten taucht rechter Hand

eine klotzige Eisfigur auf. Aus einem plumpen, stark zerfressenen Sockel wächst eine schlanke Säule auf, die bis an die Decke reicht. Unmittelbar hinter der Eisfigur bricht der Boden senkrecht in die gähnende Tiefe hinab. Man steht vor einer riesigen Halle, in deren undurchdringliche Nacht man wie aus einer luftigen Empore hineinblickt.

Aus weiter Ferne schimmern die unbestimmten Umriss einer hohen Eissäule herüber. Nichts anderes ist sonst in dem weiten Raume wahrzunehmen. Irgendwo rauscht in der Tiefe ein mächtiger Wasserfall. Von Zeit zu Zeit das Prasseln der in sich zusammenbrechenden Eisfiguren.

Heute führen bereits feste, solide Holzleitern über die Schlünde des Eisabgrundes, wo sich mit Pickel und Eisaxt auf schwankender Drahtleiter die ersten Forscher Abstieg und Übergang erzwingen mußten¹⁾.

Am Rande des Eisabgrundes liegt eingefroren ein Felsblock; an ihm wurde die Schlinge der Drahtleiter befestigt. Zischend glitt sie an der glatten Eiswand in die Tiefe. Schwer war der Abstieg. Das Gewicht des Körpers preßte die Leitersprossen knapp an die Eisfläche an. Die schmerzenden Finger waren kaum imstande, die Leiter so weit zu lüften, daß sie genügend Raum zum Greifen gewannen.

In 12 m Tiefe verbindet ein schmaler Eisgrat die beiden Wände des Abgrundes und trennt so dessen Tiefe in zwei von einander vollkommen geschiedene, brunnenartige Kessel. In 15 m Tiefe, von der Krone des Eisgrates an gerechnet, erreicht man den Boden des linksgelegenen Kessels.

Hier kann man die Struktur der in einer Mächtigkeit von 30 m dem Felsboden aufgelagerten Eismassen vorzüglich studieren. Eine geräumige Halle unterteuft gegen Nordosten hin die gewaltigen Eismassen. Weit hängt die durchsichtige Decke herein, in feine Spitzen und zarte Girlanden sich zerteilend. Unter ihrer von breiten Schloten durchrissenen Wölbung stehen die wunderbarsten Gebilde enge nebeneinander. Türme gotischer Art, Zinken und Zacken, Fahnen und Schwerter aus Eis, neben mannshohen Eiszapfen reihen sich aneinander und bieten, übersät mit feinen Eiskristallen, die im Lampenlichte wie weiße Flämmchen erstrahlen, ein Bild von seltener Formen- und Farbenfülle. Deutlich ist der schichtartige Aufbau der Eismassen zu erkennen; es wechseln glashelle mit milchweißen Schichten, die dem ganzen Eismassiv ein gebändertes Aussehen geben.

Um von dem Abbruche des Eingangsstollens auf den Eisgrat und über diesen auf die jenseitige Höhe der Eiswand zu gelangen, bedurfte es seinerzeit eines gewagten Vorgangs. Nur der früher erwähnte Eisgrat bot eine Möglichkeit, die jenseitige Eiswand zu erklimmen. Auf den Eisgrat selbst zu gelangen, schien aber fast ausgeschlossen, da die Drahtleiter infolge des Gewichtes des auf ihr lastenden Körpers immer weit vom Grate abgezogen wurde. So mußte man denn, auf der Leiter stehend, diese durch Abstemmen von der Eiswand so lange in Pendelschwingungen versetzen, bis es gelang, von ihr aus auf dem Eisgrate Fuß zu fassen. Dann mußte erst in anstrengender Stufenarbeit der Aufstieg über den jenseitigen Eisabbruch erzwungen werden.

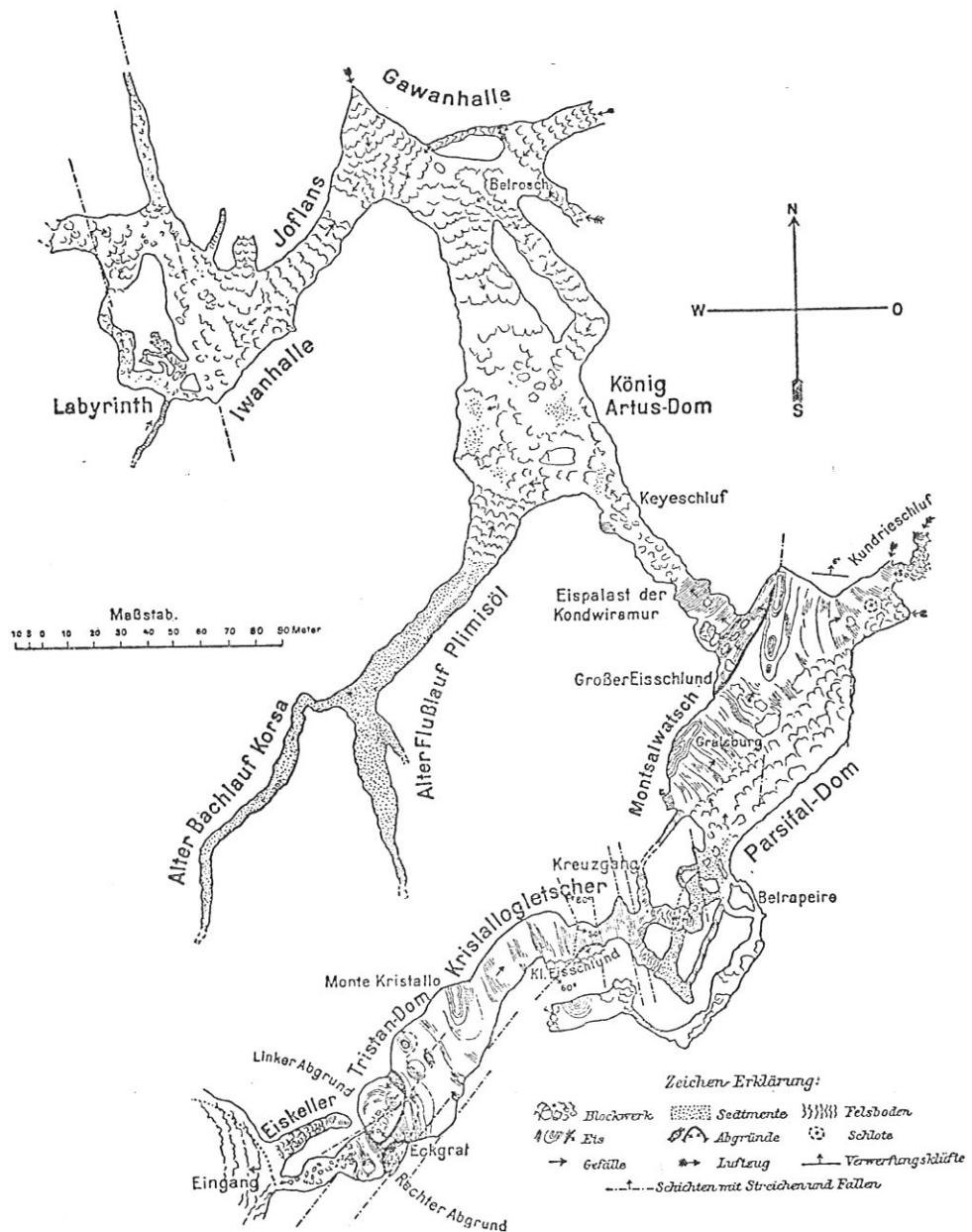
Es war ein Schauspiel von spannendem Reiz, von dem Fenster der hoch in der Halle mündenden Galerie des Eingangsstollens der Arbeit des Stufenschlägers zuzusehen, der tief unten, vom matten Scheine seiner Lampe wie von einer goldenen Aureole umrahmt, mühsam seiner gefahrvollen Arbeit oblag.

Es ist das Verdienst des Ingenieurs Bock, die schwierige und nicht ungefährliche

¹⁾ Inzwischen sind die Gangbarmachungsarbeiten in der Eishöhle so weit gediehen, daß die Holzleitern

und Steige bereits durch Betonstiegen und eiserne Galerien ersetzt sind.

Aufgabe der Überwindung des Eisabgrundes als Erster gelöst zu haben. Damit waren erst die Schranken gefallen, die die unerbittliche Natur vor die Wunder

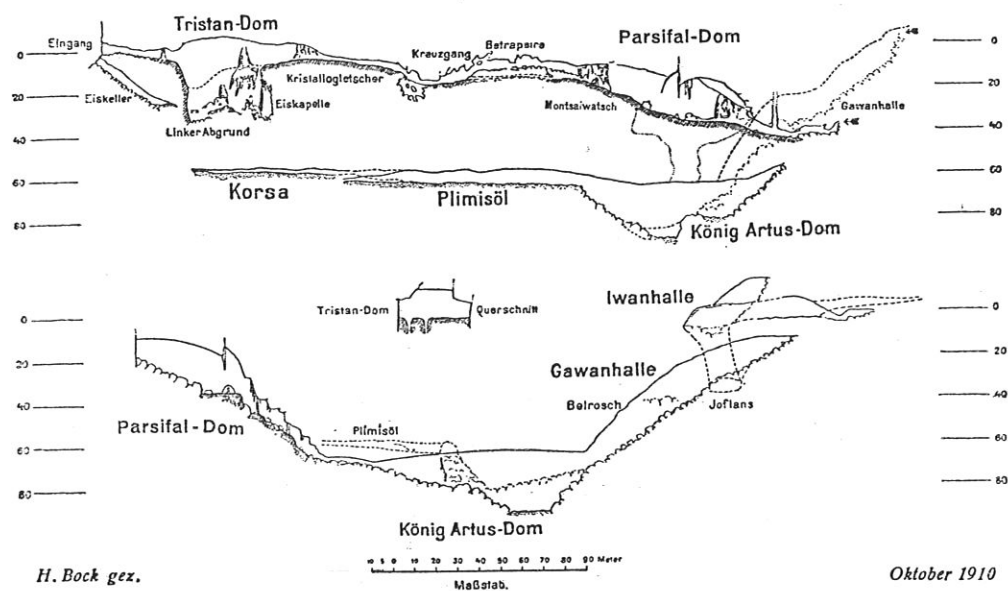


Dachstein-Riesenhöhle bei Obertraun. Grundriß

der unterirdischen Eiswelt gelagert hatte, an denen durch lange Jahre die Stoßkraft erprobter Höhlenforscher zerschellen mußte.

Hart am jenseitigen Rande des Eisabgrundes wächst eine schlanke Riesensäule empor. Zehn Meter hoch, bohrt sie sich, gleich einem spitzen weißen Zahn, in die Nacht des Raumes. Spiegelglatter Eisbelag bildet den durchaus ebenen Boden der Halle. Er ist nur in seinem westlichen Teile von Schächten und Löchern zerrissen. Sickerwasser stürzen hier aus der geborstenen Decke nieder, mit ihrer lauen Wärme den Eisboden bis in seine tiefsten Tiefen zerstörend.

Weit im Hintergrunde der Halle löst sich aus dem bergenden Dunkel der Umgebung der blendend weiße Aufbau eines Eisberges los. Zinnengekrönt, von Türmen und Türmchen überhöht, an seinen Flanken von Schluchten und Rinnen zerrissen, stößt der Eiskoloß jäh und unvermittelt aus seiner ebenen Umgebung empor, die Blicke des Beschauers mit zwingender Gewalt an sich reißend.



H. Bock gez.

Oktober 1910

Dachstein-Riesenhöhle bei Obertraun. Querschnitt

An seinem Fuße lagern breite, runde, mit dunkelgrünem Wasser gefüllte Tümpel und Lachen. Mäandrisch gewundene Rinnen im Eise vermitteln ihren Abfluß. Wunderbar ist der Widerschein der Lampenlichter in den spiegelnden Flächen der Eiskörper. Magische Reflexe gaukeln bei jeder Bewegung der Lampen über das Eisparkett des Hallenbodens. Dazu der reizvolle Farbengegensatz zwischen dem Blaugrün der Eismassen und dem in den zartesten Tönen abgestuften Rotgelb der Felsen.

In 40 m Höhe über dem Boden des Abgrundes wölbt sich die kühn geschwungene Decke, einen Raum von 80 m Länge und 50 m Breite überspannend. Hinter dem zinnengekrönten Eisberge, „Monte Cristallo“ genannt, setzt ein mehrere hundert Meter langer Gletscher an; teils in sanftem Gefälle, teils in jähem Absturze streicht er bergwärts. Das Eis ist hier zum Unterschiede von dem der Vorhalle in seiner ganzen Mächtigkeit glashell, so daß man durch die Kristallmasse noch in einem Meter Tiefe und darüber hinaus den Felsboden erkennt.

Der „Monte-Cristallo-Gletscher“ endigt in einer wasserscheidenartig aufgeworfenen Partie eisfreier, mit Schutt und Lehm bedeckter Gänge, die über das

Trümmerfeld von „Belrapeire“ zu den mächtigen Hallen des „Parsifaldomes“ leiten. Einige Seitengänge enden blind. Doch hat die in ihnen dauernd in Ruhe befindliche Luftsäule das Auskristallisieren des Eises in außergewöhnlicher Weise begünstigt. Man trifft hier auf freihängende Eiskristallblättchen von 8–12 mm Durchmesser. Sie hängen enge nebeneinander, oft zu mehreren dachziegelartig übereinandergeschoben, so daß die Felsen mitunter spannenhoch mit diesen seltenen Gebilden wie mit einem Pelze überzogen erscheinen.

Die Blockwüste von Belrapeire ist rasch überwunden. Von einem hohen Trümmerberg erschließt sich ein freier Einblick in die folgende Hallenflucht. Mächtige Eismassen wälzen sich auch hier, gleich einem im Sturze erstarrten Strome, breitwiegend talabwärts. Und als ob die Natur in ihrer Schaffensfreude und ihrem Gestaltungsdrange sich nicht hätte genug tun können im Formenspiele ihrer Schöpfungskraft, lebt sie hier ihr Künstlertum in einem Gebilde aus, das an Vielgestaltung und Einheit des Gesamtausdruckes seinesgleichen kaum wiederfinden dürfte.

Inmitten des Raumes, vom breiten Rücken des „Montsalwatschgletschers“ getragen, baut sich ein Zauberschloß aus Eis auf: die „Gralsburg!“

Sie wächst und wächst in luftige Höhen empor, getragen vom kühnen Deckenrund einer tiefen Eisgrotte, bewacht von einem Stabe glitzernder Trabanten. Da schweben kristallene Kugeln wie Blumenknospen auf dünnen Stengeln von Eis. Feinstielige Kelchgläser mit weichgeschwungenem Lippenrand empfangen, wie dürstend, den sich von der Decke loslösenden Tropfen. Säulen vereinen Boden und Simse; Bänder rieseln von der Kuppel herab und die wuchtige Burgkrone strebt, in tausend feine Gehänge aufgelöst, hoch aufgeworfen auf ihrem blinkenden Postamente, wieder dem starren Fels zu.

Von Meter zu Meter wechselt die Fülle der Formen, sich ablösend und umgestaltend, ändernd und wiederholend, um trotzdem im Gesamtbilde sich merkwürdig zu einem großen, einheitlichen Ausdrucke abzurunden, der wie ein rauschender Akkord über dem vollen, ruhigen Grundton des Gletscherstromes schwebt.

In weiter Ferne, dort wo die Decke der Halle jäh aufschießend von einer hohen Kluft in ihrer ganzen Länge zerrissen wird, ragen mächtige, meterdicke Säulen und Säulenstumpfe in den Raum und scheinen mit ihrer massigen Wucht die schwere Deckenwölbung zu tragen.

Gegen Westen bricht der Boden des Parsifaldomes mit einer jähem Kante in einen finsternen Eisschlund ab. Auch hier mußte seinerzeit eine Drahtseilleiter den Abstieg über die weit überhangende, fransengeschmückte Eiswand bahnen. An ihrem Fuße galt es über große, kantige Trümmer, die mit glasharter Eisedecke überzogen waren, weiter in die Tiefe vorzudringen. Kaum daß sich den tastenden Steigeisen ein Haltpunkt bot. Schritt für Schritt mußte in harter Stufenarbeit erkämpft werden. Durch Tore von seltsamer Pracht geht der Abstieg vor sich. Draperien und Vorhänge, in Falten gerafft und gebunden, lassen gerade nur den zum Vordringen nötigen Raum frei. Die Musik der fallenden Wassertropfen erfüllt den Raum mit einer wunderbaren Stimmung. Alles ist hier in stetem Wandel begriffen.

Ein Werden und Vergehen, ein sich Aufbäumen und ein in sich Zusammensinken paart sich hier zu einem pulsenden Rhythmus des Geschehens und eine Kraft spielt ihre Künste aus, die wie Faustens Erdgeist von sich sagen kann: „So schaff ich am brausenden Webstuhl der Zeit, und wirke der Gottheit lebendiges Kleid!“ Einem organischen Wesen gleich wächst hier das Eis. Es blüht, es verwelkt und es trägt Früchte, die in ihrer Reife schwer vom Stamme fallen.

Doch näher und näher drängen Boden und Decke heran. Nun klafft nur mehr ein schmaler Horizontalspalt zwischen ihnen, durch den man sich mühsam hindurchzwängen muß, um einen Raum von ungeahnten Ausmaßen zu erreichen. Kein Lichtschein vermag seine Fernen zu durchdringen und nur die hausgroßen Trümmer, Zeugen eines furchtbaren Einsturzes, starren dem Eindringling bleich und abweisend entgegen. 200 m lang, 50 m hoch, 70 m breit, dehnt sich der gewaltige Raum schier ohne ein Ende zu finden aus, denn in allen vier Himmelsrichtungen klaffen in den Wänden mächtige Pforten, die zu einer neuen Flucht von Hallen führen, die zum Teile noch ihrer Erforschung harren.

Vergebens sucht man nach den Spuren winterlicher Pracht; kein Bröckchen Eis bedeckt den Boden; kein Tropfenfall stört die einsame Ruhe; keines Bachlaufes Murmeln belebt die Grabesstille. Und doch brandeten hier vor unfäßbaren Zeiträumen die tosenden Fluten, die aus einem im Südosten der Halle gelegenen Riesentore donnernd hereinschossen! Dort führen die blankgescheuerten Tunnels zweier vorweltlicher Höhlenströme — Plimisoel und Corsa — in sanfter Neigung und Krümmung südwestwärts.

Berge von Lehm stauen sich in ihrem Bette und man wandert auf kugelig abgeschliffenem Kalkschotter und verstreuten Urgesteinsgeschieben. Tropfsteingehänge schmücken die fast trockenen Wände und tief ausgescheuerte Erosionstöpfe geben Zeugenschaft von der ausarbeitenden Kraft der Höhlengewässer.

Im Norden und Westen des „Artusdome“ gelangt man über den Trümmerberg von „Joflans“ zu der trostlosen Blockwüste der „Ivanhalle“. Zahlreiche Seitenhallen schließen mit Verstürzen. Schutterfüllte Spalten zerreißen Wände und Decke. Zwischen den verstreuten Blöcken dehnen sich im „Artusdome“ weite, ebene Felder trockenen Lehms aus. Eingebettet in ihnen fanden sich Reste von „ursus spelaeus“.

Im Jahre 1911 wurde noch die sogenannte „Amfortashalle“ erschlossen. Sie liegt seitlich unter dem „Parsifaldome“ und wird von Belrapeire her erreicht, indem man auf verworrenen Schließwegen einen Trümmerberg durchkriecht. Den einzigen Schmuck des mächtig-düsteren Raumes bildet eine kolossale, einem erstarrten Wasserfall nicht unähnliche Eisfigur. Auffallend sind die großen Massen von Urgesteinsschotter, die den Boden fast einen halben Meter hoch bedecken. Blankgerollte Quarzstücke bis zu doppelter Faustgröße finden sich allenthalben. Deutliche Flutmarken an den Wänden lassen erkennen, daß sich hier zur Zeit der Frühjahrsschneesmelze das einbrechende Wasser zu einem ein- bis eineinhalb Meter hohen See anstaut.

Eine Wanderung durch die eben beschriebenen Räume ist von unsagbarem, nachhaltigem Eindruck. Der jähe Gegensatz zwischen dem sonndurchglühten Landschaftsbilde der Oberwelt an einem schönen Sommertage und der kaum dreißig Meter von der blühenden Almwiese starrenden ewigen Eiswüste gehört zu dem Eindrucksvollsten, das auf uns einwirken kann. Und wenn dann der Höhlenwanderer nach vielstündigem Aufenthalte in der Wundernacht der Eisgrotte das Licht des Tages wieder erblickt, wallt oft und oft zu seinen Füßen, von spielenden Winden gewellt, das flutende Meer der Talnebel.

Tal und Siedelung sind verschwunden, versunken am Grunde der wogenden Massen. Inseln gleich ragen die Stöcke des Plassens und der fernen Höhenzüge aus den an ihren Flanken brandenden Wogen empor. Wie leichte Segler ziehen über sie in großen Kreisen Vögel dahin und der ganze feurige Guß des Sonnenlichtes prallt tausendfach gebrochen von der blendenden Fläche zurück, mit sprühendem Gleißeln den ganzen Luftraum erfüllend.

In fremde, ferne Zeiten fühlt sich der Wanderer zurückversetzt. Zur schwer-

wogenden Flut eines endlosen Meeres wandelt sich das flüchtige Gewölk. Mächtige Saurier schleppen ihre plumpen Leiber über das Land. Das Brackwasser wimmelt von Ammoniten und Belemniten. Über das unscheinbare Hügelland des Dachsteinstockes rollen die mächtigen Fluten zentralalpiner Ströme. Aufgesogen von den Schlünden des kluftreichen Karstes, verschwinden sie in das Erdinnere und brechen als mächtige Quellen aus den Portalen, durch die der Wanderer heute trockenen Fußes schreitet, in die Fluten der mesozoischen Thetis.

Das ist das Schauspiel, das sich hier vor undenklichen Zeiten abgespielt hat und dessen letzte stumme Zeugen uns in den beschriebenen Riesenräumen der Mammut- und Eishöhle heute entgegentreten.

Mag immerhin die vorliegende Schilderung weit hinter dem übermächtigen Eindruck der Wirklichkeit zurückbleiben, eines steht fest: wer diese Hallen und Räume einmal durchwandert hat, wird sich nie dem Eindrücke des Geschauten entziehen können.

Und wenn auch die einsame Größe und majestätische Wucht der Mammuthöhlenräume nie Gemeingut der großen Menge werden wird — in den Wunderbauten der Rieseneishöhle wird der schlichte Wanderer seine Phantasien von Laurins Zwergenreich ausleben können.

Schon nähern sich die Erschließungsarbeiten im Innern der Eishöhle ihrer Vollendung. Willkommene Rast bietet das Schutzhaus des „Vereines für Höhlenkunde in Österreich, Sektion Oberösterreich“¹⁾, das ein malerischer Reitsteig mit dem Tale verbindet, dem Wegemüden. Und wo vor verhältnismäßig kurzer Zeit Eisaxt und Pickel in hartem Kampfe mit den Elementen erklangen, da führen nun breite Galerien, Treppen und Stege an den Unterweltsgletschern entlang bis in das Herz der stummen Riesengruft des König-Artus-Domes.

Doch dort in jenen Tiefen und einsamen Verstecken, aus denen dem Wanderer nur das steinerne Antlitz der Nacht abweisend entgegenstarrt, dort wird der neue Kampf beginnen; neue Geheimnisse werden der habgierigen Erde entrissen werden, weiter und weiter wird zäher Trotz und eiserner Wille durch Nacht und Wildnis vordringen, bis auch der letzte Schleier, der sich mißgünstig über die Geheimnisse im Schoße des „Königs der Nördlichen Kalkalpen“ breitet, gefallen sein wird.

Höhlen-Heil!

¹⁾ Seine Errichtung ist in erster Linie dem Obmann der genannten Sektion, Herrn Georg Lahner in Linz, zu verdanken.